

**Zeitschrift:** Neue Schweizer Rundschau  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** 3 (1935-1936)  
**Heft:** 11

**Rubrik:** Kleine Rundschau

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# K L E I N E   R U N D S C H A U

---

## Caveant Consules

von Carl Hilty

Es gibt nichts Einfacheres als die Grundsätze einer gesunden Finanzwirtschaft. Einnahmen und Ausgaben müssen sich bis auf höchstens einen ganz geringen Ausgabenüberschuß, der gut begründet ist, (und dann als Mahnung für die Zukunft besser wirkt, als große Einnahmenüberschüsse) ausgleichen, wogegen die sogenannte Zunahme des Staatsvermögens von geringer reeller Bedeutung ist. Wenn es nicht gelingt, dieses Gleichgewicht herzustellen, so muß man entweder neue Einnahmequellen schaffen, die nicht lähmend für Handel und Privatindustrie oder verteuernd für die allgemeine Lebenshaltung wirken, oder sparen, d. h. die regelmäßigen Ausgaben verringern. Dabei muß man bei den Luxusausgaben beginnen, nötigenfalls auch noch zeitweise die nützlichen Verwendungen beschränken, an den notwendigen aber nicht abbrechen. Eine luxuriöse Staatswirtschaft soll man überhaupt nicht aufkommen lassen, da sie nicht bloß die Ausgaben vermehrt, sondern auch wie ein schlechtes Beispiel auf die Unterabteilungen des Staates (bei uns Kantone und Gemeinden) und selbst auf die Privaten wirkt.

Wer andere Finanzgrundsätze aufstellt, indem er glaubt, ein Staat habe eine ganz andere Wirtschaftsmöglichkeit als ein Privater (nicht etwa bloß eine größere Möglichkeit, Katastrophen auf längere Zeit hinauszuschieben), oder es komme überhaupt in einem Staat nicht darauf an, ob er schlecht oder gut haushalte, das gleiche sich in längeren Perioden von selbst wieder aus, der ist in unseren Augen ein Charlatan, und es nützt nichts, mit ihm weiter darüber zu diskutieren. Unser Bundesstaat wird genau so lange halten, als er finanziell gesund ist und — wie die Sachen jetzt stehen, nicht wie sie konstitutionell beabsichtigt waren — den Kantonen und Gemeinden tatkräftig unter die Arme greifen und ihnen einen Teil ihrer Aufgaben abnehmen kann. Wenn er in chronische Defizite hineingeraten würde, so würde er das Schicksal der Helvetik haben und den Rückgang in den Staatenbund und in die Abhängigkeit vom Auslande nochmals erleben, vielleicht sogar mit geringerer Möglichkeit, sich daraus neuerdings zu einer ehrenvollen Selbständigkeit herauszuarbeiten.

Wenn irgendwo in unserem Staatsleben, so heißt es hier beständig: *Caveant Consules!*

«*Politisches Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft*», 1904

## Scharnhorst

*Edgar Schumacher: «Scharnhorst und sein Werk». Eugen Diederichs Verlag, Jena.*

Das Leben des Schöpfers des deutschen Volksheeres ist schon oft dargestellt worden. An gelehrten wie an volkstümlichen Bildnissen Scharnhorsts ist kein Mangel. Alle diese Lebensbilder stehen im Schatten jenes einen großen Denkmals, das Clausewitz seinem verehrten Lehrer, den er den Vater seines Geistes zu nennen pflegte, errichtet hat. Wir meinen jene 50 Seiten aus dem Nachlaß des Generals von Clausewitz: «Über das Leben und den Charakter von Scharnhorst», die Leopold Ranke 1832 im ersten Bande seiner «Historisch-politischen Zeitschrift» ans Licht gezogen hat. Dieses Fragment, das Clausewitz nur für seinen Freundeskreis geschrieben hat, gehört mit seinen drei Kapiteln: Sein Verstand — Sein Herz — Sein Charakter, drei ehrernen Tafeln des Ruhmes, zu den schönsten Monumenten deutscher Sprachkunst. Nimmt man zu der Schrift von Clausewitz noch hinzu, was der Fortsetzer und Vollender von Scharnhorsts Werk, General-feldmarschall von Boyen, in seinen «Beiträgen zur Kenntnis des Generals von Scharnhorst» und in seinen «Denkwürdigkeiten» geschrieben hat, dann rundet sich das Bildnis so vollkommen ab, daß dem Historiker nichts anderes mehr übrig zu bleiben scheint, als dem biographischen Detail noch weiter nachzugehen oder einzelne Teile des Werkes speziellen Untersuchungen zu unterziehen. Der Verfasser der neuesten Darstellung von Scharnhorst, Major Edgar Schumacher, beschreitet weder den einen noch den andern dieser beiden Wege. Seine Absicht war es nicht, die Forschung durch neue Einzelzüge zu bereichern. Es konnte sich auch nicht darum handeln, das von Clausewitz klassisch ausgeprägte Charakterbild neu zu deuten. Ihm lag es daran, den allgemein gültigen Sinn im Leben und Wirken des großen Soldaten sichtbar zu machen, im militärischen Werk, das der Zeit angehört, die sittliche Tat, die die Zeit überwindet. So will die schöne Schrift Edgar Schumachers uns vorkommen wie eine tieferste Meditation, die ein denkender Offizier vor dem Clausewitzschen Scharnhorstbild vornimmt, um sich Rechenschaft abzulegen über den letzten Sinn seines Berufes und dessen Zusammenhang mit den höchsten Gütern des Lebens. An einer verehrungswürdigen Gestalt wird uns vor Augen geführt, wie der militärische Stand in seinem echtesten Kern nicht nur mit dem Geist verknüpft ist, sondern aus ihm allein seine Ehre und Würde schöpft.

«Es waren nicht die Verbesserungen im einzelnen, nicht die sorgfältigere Ausbildung, die neue Art der Gefechtsführung, die moderne Organisation der Truppenkörper, die aus dem Heere von Jena das von Leipzig schufen. Es war ein Geistiges, das solche Handlungen bewirkte. Es war die Feststellung, daß von allen menschlichen Beschäftigungen keine vornehmer sei als der bewaffnete Schutz des Vaterlandes. Bisher hatte der Gebildete mit Widerwillen und Verachtung das soldatische Handwerk angesehen; Schrecklicheres konnte er sich nicht vorstellen, als dort mitmachen zu müssen. Jetzt schien es schmerzlich und beschämend, von der Leistung dieser Pflicht ausgeschlossen zu sein. Bisher lebte man der Auffassung, daß die Schlechtesten und geistig Trägsten eben gut genug seien, um Soldaten zu werden. Jetzt erkannte man, daß keine Bildung zu hoch, kein geistiges Streben zu edel sei, als daß es nicht im militärischen Beruf zu noch schönerem Glanze sich

steigern lasse. Es brach das Zeitalter des gebildeten Soldaten an. Das Wort hatte Goethe gefunden.»

Was einen schweizerischen Militärschriftsteller zu Betrachtungen über Scharnhorst verlocken musste, ist demjenigen, dem diese edle Gestalt vertraut ist, leicht verständlich. Es ist dies nicht nur naheliegend, weil soldatisches Denken und Fühlen von heute überhaupt in dem von Scharnhorst aufgerufenen Geiste sich bewegt, es hat seinen Grund wohl auch darin, daß die einfache und allem Augenfälligen abholde Gestalt des aus dem Freibauerntum stammenden Hannoveraners, dem schweizerischen Empfinden und Lebensgefühl aufs schönste entgegenkommt. Wie sollte überdies der Schöpfer des modernen Volksheeres das soldatische Denken im Lande, welches das alte Volksheer unverloren beibehalten hat, nicht aufs tiefste fesseln und anregen? Wenn das Volksheer aber nur noch auf die Institution ge gründet ist, wenn es in Gefahr läuft, die Technik über alles zu stellen, dann ist es genau so schlimm daran wie das preußische vor Jena, das in den fridrizianischen Traditionen erstarrt war. Nur der Geist kann ein Volksheer lebendig erhalten und ihm die höchste Kraft verleihen. In einem Bekenntnis zum Geiste Scharnhorsts, der dem Verhältnis des Soldaten zum Staate eine neue Weite geben hat, mündet die Schlußbetrachtung der von edler Begeisterung getragenen Studie von Major Schumacher aus: «Nicht mehr Werkzeug ist das Heer, sondern leibgewordener Wille des Volkes selber. Es gibt nicht mehr den Gegensatz Armee und Volk. Sie sind eins: das Heer ist die wehrhafte Kraft des Volkes selber. Großer Gedanken muß der Soldat fähig sein; er darf nicht mehr im Handwerklichen aufgehen. Immer ist sein Tun in Beziehung zu der Gesamtheit der Nation. Er muß überblicken können, was der Nation frommt und schadet. Er muß sich vor Augen halten, daß Drei eins sind, wenn ein Staat gedeihen soll: das Volk, das Heer, die Regierung. Aber das erste bleibt das Volk, und die Form der Regierung ist das letzte. Alles was Bestand haben will, muß aus dem Geiste geboren sein. Keine Macht, und wäre ihr die Erde untertan, kann auf die Dauer ungestraft dem Geiste widerstreben.»

Wir freuen uns über die fesselnd geschriebene, von Darstellungskraft zeugende und von den vornehmsten geistigen Absichten erfüllte Schrift von Major Schumacher, weil sie unser militärisches Schrifttum um eine Studie bereichert, die in die hohen Bezirke des Geistes hinaufweist. Unsere Militärschriftstellerei ist reich an ausgezeichneten und notwendigen technischen Schriften wie an historischen Untersuchungen, an Werken, die dem sittlichen Geiste im Wehrstand gewidmet sind, sind wir nicht reich. Die Scharnhorst-Studie von Edgar Schumacher ist ein verheißungsvoller Anfang, der unsere Hoffnung auf umfassendere und durchgebildetere Werke dieses Verfassers wachhalten wird.

Walther Meier

## Neuere Tessiner Literatur

Die Tessiner Literatur ist in der deutschen Schweiz immer noch zu wenig bekannt. Vielleicht liegt es daran, daß sie sich größtenteils auf ihren eigenen Kreis beschränkt; immer wieder ist es vor allem die Landschaft, die sich in den Werken der Tessiner Dichter auslebt. Sie sind von ihr durchdrungen. Uner schöpflich müssen sie von ihr zeugen. Erfrischende Naturverbundenheit atmet diese Literatur; sie bedeutet Wärme und Erholung.

Francesco Chiesas «Scritti vari, editi e inediti» (Istituto editoriale ticinese, Bellinzona) enthalten veröffentlichte und unveröffentlichte Skizzen und Gedichte. Unter den unveröffentlichten Schriften ist besonders der Vortrag hervorzuheben, den Chiesa in Zürich hielt, als ihm der große Preis der Schillerstiftung überreicht wurde: «Come se parlassi con me stesso, «Als ob ich zu mir selber spräche». Mit lächelnder Selbtkritik erzählt er da von den Offenbarungen seiner Jugendjahre, von seinen Entdeckungen. Die Erde sei seine schönste Entdeckung gewesen:

«An der rauen Erde das Klebrige gewisser Händedrücke abwischen, in seinen Garten gehen, an einem jener dunkeln Tage, da man sich frägt: Was hast du denn schon Gutes geleistet auf dieser Welt? Und dann vor einem Weinstock, einer Reihe Bohnen, vor einem Beet Tomaten oder einem Topf Nelken stehen bleiben und sich sagen dürfen: Ach was, wenigstens dies! In einem Tropfen Tau, funkeln an der Spitze eines Grashalms, die Widerlegung gewisser pessimistischer Behauptungen erkennen, daß die Welt wirr und dunkel, die Reinheit des Lebens ein fernes Erinnern sei. In der Nacht erwachen und nicht wieder einschlafen können, gequält von bösem Sinnen; dann denken: Und meine Bohnen? Wieder das aquamarinfarbene Grün vor sich sehen, überflattert von lichten und dunklen Blüten, die eine so eigen rührende Weise haben, sich zu freuen, — und wieder in Frieden einschlafen!»

Auch in seinen schon bekannten Seiten überrascht Chiesa stets von neuem durch die Farbe der Bilder, die Treffsicherheit des Wortes, die Zeichnung der Charaktere. In der reizvollen Legende «La sacra famiglia» aus den «Istorie e Favole», kommt sein Humor besonders zum Ausdruck.

Dem Tessin sind verschiedene Aufsätze gewidmet; unter anderem werden hier auch die «Geheimnisse von Bellinzona» aus dem unveröffentlichten Vortrag «Viaggi e scoperte nella mia terra» enthüllt; demselben Vortrag ist auch die überaus duftige Idylle «La fontana della felicità», «Der Brunnen der Glückseligkeit», entnommen. Zwischen all diesen Erzählungen und Schilderungen, einzelne Gedichte, wie Blumen; darunter eines der schönsten «Il lago gelato», der im Eis erstarrte See, der nach Sonne seufzt, nach Leben. Einen Lobgesang des täglichen Lebens möchte man auch das kleine Prosastück «A compieta», «Am Abend», nennen. «Il Canzoniere di Nino», eine Reihe Kindergedichte, will sich der reichhaltigen Anthologie nicht organisch einfügen.

Dante Bertolinis lyrisches Erstlingswerk «Voci e Bisbigli», «Stimmen und Geflüster» (Eb.), ist ganz auf Empfindung und Stimmung eingestellt und stark in Natur und Heim verwurzelt. Die Gedichte des ersten Teiles wirken eigenartiger als die des zweiten, die ebenfalls den Kindern gewidmet sind und zum

Teil allzusehr dem Reimklang huldigen. Ein kurzes Lied von ergreifender Einfachheit und Schönheit versuche ich zu übersetzen:

### È l'ora

Ha tanto, tanto sofferto  
che ora non vuole più parlare!  
Non saprebbe certo  
dire che parole amare.

Soltanto gli occhi sbarrati  
vorrebbero ancora vedere;  
ma chi li ha baciati  
chiude le palpebre nere.

Chi gli ha voluto più bene  
gli mette in croce le sue braccia  
e l'indice tiene  
sul labbro perchè si taccia.

### Die Stunde ist da . . .

So sehr hat er gelitten,  
Nun will er nicht mehr sprechen!  
Nichts bliebe ihm zu sagen,  
als Worte, bittre Worte.

Nur seine offnen Augen  
verlangen noch zu schauen;  
doch jener, der sie küßte,  
schließt ihm die dunkeln Lider.

Der ihn am meisten liebte,  
kreuzt sachte ihm die Arme  
und hebt den Zeigefinger  
zum Mund, daß alles schweige.

Auch ein Misoxer, Rinaldo Bertossa, hat uns ein Buch geschenkt: «Ragazzi di Montagna», «Bergbuben» (Eb.). Sympathisch berührt an diesem Buch, daß es nicht mehr sein will, als es ist: eine Handvoll Geschichtlein aus der Knabenzzeit — Streiche und Abenteuer — in ihrer Schlichtheit oft ansprechend, daß man sich beim Lesen über einem wohlgefälligen Lächeln ertappt.

Zaunkönig, Sänger der Hecken und Felder! In deinen Liedern, den «Canti dello scricciolo» hat Margherita Moretti-Maina wohl jenen Ton erlauscht, der ihre flüchtigen Verse so liedhaft macht; glücklich wehmütige Melodien einer Mutter, einer Frau, einer Träumenden.

Am tiefsten berühren das erste und das letzte Gedicht.

Hier der Auftakt:

### Le due voci

Disse una voce: — Canta!  
Rispose un'altra voce:  
«Come vorrei non posso». —  
— Canta per te soltanto;  
come canta d'autunno,  
l'allodola nel campo,  
come canta sul ghiaccio  
lo scricciolo d'inverno . . . —

E un'anima sola  
a se stessa parlava . . .

### Die beiden Stimmen

Sagt eine Stimme: — Singe! —  
Und Antwort gibt die andre:  
«Ich kann nicht, wie ich möchte». —  
— Für dich nur sollst du singen;  
sing, wie im Herbst die Lerche  
im Feld und wie der kleine  
Zaunkönig singt im Winter  
in den vereisten Hecken . . . —

Und so sprach eine Seele  
zu sich, nur zu sich selber . . .

Als Ausklang eine schüchterne Frage:

**Domanda trepida**

Ho veduto talvolta tra le stoppie  
raccogliere una spiga.  
Tra i nudi versi miei non c'è una voce,  
una sola che trovi  
l'uscio aperto d'un cuore?

**Schüchterne Frage**

Zuweilen sah ich einen in den Stoppeln  
noch eine Ähre lesen.  
Ist eine Stimme nicht in meinen Versen  
nur eine, die die Pforte  
zu einem Herzen offen fände?

Das vornehm ausgestattete Buch ist im Verlag Aldo Patocchi, Mendrisio-Basel, erschienen. Von Aldo Patocchi sind auch die dem Text wirksam angepaßten Holzschnitte.

*Il Giornale di Fiocchino*, «Das Tagebuch eines Kätzchens» (Mailand, Editrice «Ancora») der Locarnesin Annina Volonterio ist gewiß ein erfreuliches Geschenk für Kinder; jubeln werden sie über Fiocchinos köstliche Einfälle. Die feine Beobachtungsgabe, die gewinnende Anschaulichkeit und die natürliche Ausdrucksweise der Verfasserin sind auch für Erwachsene genießbar. Etwas fremd erscheinen neben der Milde und Traulichkeit des Textes Piero Furlottis stark stilisierte, an sich ergötzliche Bildbeilagen.

Die bedeutendsten der letztjährigen Tessiner Neuerscheinungen sind zweifellos jene Piero Bianconis. Es hat eine Zeit gegeben, da Bianconi ganz Pascolianer war; Leben und Welt sah er nur durch diese Poesie, und die Kritiker des romagnolischen Dichters waren schwarze Seelen für ihn. So begann er selbst mit großer Begeisterung eine Arbeit über Giovanni Pascoli, konnte sie aber nur mit Mühe, unter quälenden Zweifeln, zu Ende führen. Als Präludium dazu kam 1933 (Florenz, «Nemi») seine Pascoli-Monographie heraus. In der kürzlich erschienenen umfassenderen kritischen Studie «Pascoli» (Editrice «Morcelliana», Brescia) untersucht Bianconi mit eindringlichem Verstehen das Zwiespältige in Leben und Werk des Dichters. Er zeigt ihn vor allem als Dichter des Schmerzes, der immer im Schatten der tragischen Jugendereignisse lebte. Wie eine geheime Quelle geht der Schmerz durch seine Dichtung, und nie vermochte er ihm den Sinn der Erlösung zu geben. Pascolis Bestes weist Bianconi in den «Myricae» nach:

«Das Neue und Einzigartige seiner Poesie entspringt der Zartheit gewisser empfindsamer Intuitionen, dem schlichten und brüderlichen Verständnis, das er den einfachen Wesen, den kleinen Dingen entgegenbringt... Und so ist das innerste Wesen der Dichtung Pascolis, ist ihr eigenartiger Reiz in dem Staunen seiner Kinderaugen zu suchen, die unter Tränen, die bekannte Welt der unscheinbaren Wirklichkeit, die Seele der geringsten Dinge zu erkennen vermochten.»

«Ritagli» (Ist. ed. tic., Bellinzona) nennt sich Piero Bianconis jüngstes Buch: Den Titel illustriert mit einer kühn entworfenen offenen Schere sein Bruder Giovanni, der Xylograph. Diese Ausschnitte aus Zeitungen und Zeitschriften bringen uns den Verfasser persönlich näher. Tiefes Naturerleben, Hang nach Versenkung und Beschaulichkeit ist ihr Grundton. In immer neuen Farben, neuen Bildern preist er das müßige Sein. Da ist Lucca, die Stadt voll Zauber und Frieden:

«Lucca, die jungfräuliche, die weise und gelassene, hat noch keins ihrer fünf Tore der neurasthenischen Religion der Hast geöffnet. Noch hat sie Müßiggang

und geruhsames Leben nicht ausgetrieben... und dank der Mauern, die sie von der Welt trennen, ist sie wirklich des antiken Lobes würdig: „Verschlossener Garten“.

Auch die Meditationen über die «Wolken» und über das Tessiner Bergnest «Molare» sind vom gleichen Motiv erfüllt. Entzückend ist «Die Rettung eines Buches» — Chiesas «Frühlingsfeuer» —, das er bei einem fahrenden römischen Buchhändler entdeckt. Es sehen und kaufen ist eins. Ohne es zu öffnen, verfällt er schon seiner Wirkung. Die Tessiner Verse lassen ihn mitten im winterlichen Rom den stillen Frühling seiner Heimat erleben.

Bianconis italienische Städtebilder bieten uns viel bunte Herrlichkeiten:

«Jede Kunst, jedes Gewerbe, jedes Handwerk stellt seine Erzeugnisse auf der Straße aus, den Leuten vor die Augen: Früchte des Himmels, des Meeres und der Erde, tote und lebende Vögel, Austern und Fische, schimmernd in allen Farben, vom zarten Rot der Koralle bis zum bräunlichen Gold... Jeder Laden, ob groß, ob klein, quillt über auf die Straße; als ob dies nicht genug, noch die fahrenden Händler mit ihrer Ware, mit ihren so traurigen langgezogenen Rufen — alle schreien, die Kaufenden und die Verkaufenden; alles ist erregt, alles gestikuliert, und so ergibt sich ein unvergessliches Schauspiel voller Leben, Farbe und Bewegung.»

Das ist Neapel. Aber ob Rom, Orvieto oder Ferrara, jede Stadt läßt Bianconi in der ihr eigenen Atmosphäre erstehen, so daß wir sie, wenn auch ihr Name verschwiegen wäre, doch wohl erkennen würden.

Bianconis Sprache zeichnet sich aus durch Duft und Anmut, bei aller Ungesucht-heit klingt sie eigen, ja oft überraschend.

Hedwig Kehrli

**Corrigenda!** In dem Aufsatze von Prof. F. Blanke: «Die Anfänge des Christentums» II, Seite 629, Zeile 11 von oben lies: «wozu das Wallis gehörte, seit 293 dem ...» Auf derselben Seite ist die 11. und 12. Zeile von unten zu streichen und an deren statt das Wort *bestanden* einzufügen.

---

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier

Redaktion und Verlag: Fretz & Wasmuth A. G. Zürich, Akazienstr. 8, Tel. 45.855

Druck: Gebr. Fretz A. G. Zürich

---